

Di Morrissey

Die Korallen-
taucherin

EIN AUSTRALIEN-ROMAN

Aus dem Englischen
von Elisabeth Hartmann

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»The Reef« bei Pan Macmillan Australia.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Vollständige Taschenbuchausgabe November 2019

Knaur Taschenbuch

© 2004 Di Morrissey

© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ilse Wagner

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: © FinePic/shutterstock

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52224-0

*All denen gewidmet,
die an der Rettung der Meere arbeiten.*

Kapitel eins

Country Victoria, 1980

Die siebte Welle

Jennifer sah zu, wie ihre Mutter alles, was sie für den Urlaub benötigten, in dem kleinen Caravan verstaute, und achtete darauf, dass ihre Lieblingspuppe, ihr Malbuch und ihre Stifte mitsamt der Angelrute, den Büchern und Schnipp-Schnapp-Karten ihres Bruders in die Kiste wanderten.

Christina Campbell schob alles unter die Sitzbank neben dem Klapptisch. »So, jetzt weißt du, wo Teddys und deine Sachen sind.«

»Kann ich Daisy jetzt zurückhaben? Da drinnen ist es dunkel.«

Christina lächelte ihre besorgte fünfjährige Tochter an. »Ihr geht's gut, sie schläft. Daddy will, dass wir alles, was wir mitnehmen wollen, bis heute Abend in den Caravan geladen haben. Du willst Daisy doch nicht zu Hause lassen, oder?«

»Wo sind mein Eimer und meine Schaufel?«

»Schon eingepackt, Schätzchen, wir werden bestimmt nichts vergessen.« Christina konnte nur hoffen, dass sie recht hatte. Der Caravan, zwar alt und reisemüde, war eine Neuanschaffung der Familie, und sie standen vor ihrem ersten richtigen Camping-Urlaub. Und das Beste war: Sie

reisten ans Meer. Zum ersten Mal. Das würde eine willkommene Abwechslung von der täglichen Plackerei auf der Farm sein, vom Kampf gegen die Dürre und sinkende Aktienkurse, ständig den Bankdirektor im Nacken. Christina erinnerte sich, wie ihr Mann Roger sie mit dem Caravan überrascht hatte.

Er hatte ihn eines Nachmittags, nachdem er zwei Tage fort gewesen war, um den Bankdirektor zu beschwichtigen, zum Viehmarkt zu gehen und mit anderen Farmern zu reden, die im selben Boot saßen wie er, mitgebracht. Sie hatte sich geärgert, weil er Geld für etwas so Überflüssiges wie einen Caravan ausgegeben hatte, und nicht im Traum daran gedacht, dass sie jemals wirklich damit in Urlaub fahren würden. Doch Roger hatte zum ersten Mal seit vielen Monaten vergnügt ausgesehen.

»Rolly Blake wollte ihn quasi verschenken. Da seine Frau tot ist und die Kinder verkaufen wollen, meinte er, ihn nicht mehr brauchen zu können. Und weißt du was, Liebes, alles könnte noch verdammt viel schlimmer werden, als es schon ist, nach dem, was ich in der Stadt so gehört habe. Da dachte ich, wir sollten den Kindern, uns allen, mal etwas gönnen. Gott weiß, wann wir je wieder die Möglichkeit dazu haben.«

Oder wann wir sie je hatten, dachte Christina, doch sie öffnete die Tür, um zu sehen, wie der Wohnwagen von innen aussah. Die Kinder kamen herbeigelaufen und hüpfen begeistert um das Häuschen auf Rädern herum. Und Christina musste zugeben, dass der Caravan recht praktisch war, wirklich gut eingerichtet. Im Inneren hatte eine Frau gewirkt, das war nicht zu übersehen. Sie sah sich nach ihrem strahlenden Mann um. »Er ist wohl brauchbar. Wohin könnten wir damit fahren? Doch bestimmt nicht weit?«

»Ich habe mir was überlegt. Bernie Allen von nebenan würde sich um die Farm kümmern, und ich denke, wenn wir den alten Bullen verkaufen, haben wir genug Geld, um bis an die Küste zu fahren.«

Ihr siebenjähriger Sohn Teddy jauchzte, als er das hörte. »Meinst du, ans Meer, Dad? Dann können wir angeln gehen!«

»Na klar. Das ist was anderes als die Sonnenbarsche in unserem Stausee. Am Meer holen wir die richtig großen Fische raus!«

Die Fahrt an die Küste war ein Abenteuer, denn sie mussten zwei Nächte im Caravan verbringen. Die Kinder wollten auch während der Fahrt im Wohnwagen sitzen, mussten sich jedoch damit abfinden, nur auf dem Rücksitz herumhopsen zu können. Sie löcherten ihren Vater mit Fragen:

»Sind wir bald da?«

»Wie lange dauert's noch?«

»Ich will meinen Eimer und die Schaufel!«

Der Campingplatz lag im Schatten von Keulenbäumen direkt am Strand. Die Landzunge im Süden ragte ins Meer, gischtgekrönte Wellen brachen sich an den Felsen. Ein schmucker Leuchtturm erhob sich auf dem höchsten Punkt. Am nördlichen Ende des Strandes waren bei Ebbe flache Felsen zu sehen, durchsetzt von Gezeitentümpeln und kleinen Prielen. Die Wellen leckten an den Steinen, und hinter dem Sandstrand erhoben sich hohe Dünen.

Die Familie Campbell wurde in der eingeschworenen Camper-Gemeinschaft freundlich aufgenommen. Die meisten waren alte Hasen, die jedes Jahr kamen, und die Familie wurde bereitwillig in die Sitten und Gebräuche des Campens eingeführt. Die Kinder hatten Spielkameraden, die

Männer tranken Bier und palaverten, während die Frauen sich über Schnellverfahren bei der Zubereitung der Mahlzeiten und der täglichen Routine austauschten. Christina, »Sagt Tina zu mir, so wie Roger«, war zu Anfang schüchtern. Die meisten Frauen auf dem Campingplatz lebten in Vororten oder Kleinstädten, nicht auf einer abgelegenen Farm. Christina wurde bewusst, wie ausgehungert nach weiblicher Gesellschaft sie war.

Die Familie blieb während des größten Teils des Tags unter sich und kam zum Mittagessen zurück zum Caravan mit der Markise über dem Essplatz. Christina gönnte sich das seltene Vergnügen eines Mittagschläfchens, während Roger mehrere Stunden mit den Kindern am Strand verbrachte. Die Abende wurden gesellig mit den Nachbarn bei Spielen und gelegentlich gemeinsamen Essen verbracht.

Teddy und Jennifer liebten den Strand, wenngleich sie sich nicht ins Meer wagten. Jennifer konnte überhaupt nicht schwimmen, und Teddy hatte nur ein paar Unterrichtsstunden im Schwimmbad in der Stadt gehabt, denn die Stadt war zu weit entfernt für regelmäßigen Schwimmunterricht.

Auf dem Grundstück des Motels neben dem Campingplatz befand sich ein kleiner Pool, und einer der benachbarten Camper bot an, Teddy in null Komma nichts das Schwimmen beizubringen.

Teddy wollte einen großen Fisch angeln. Sein Vater hatte eine neue Rolle an seiner alten Rute angebracht und wusste inzwischen, welcher Köder am besten geeignet war. Einige Männer hatten tatsächlich Fische nach Hause gebracht, die sie vom Strand aus gefangen hatten, woraufhin ein großes Grillfest organisiert wurde. Teddy wollte, dass er und sein Vater einen noch größeren Fisch fingen, vielleicht sogar

einen Dorsch, und Roger hatte ihm versprochen, am nächsten Tag bei Ebbe mit ihm von der Felsbank aus zu angeln.

»Kommst du mit, Schatz? Unterm Sonnenschirm zu sehen, wie wir einen dicken Fisch fürs Abendessen raus-holen?«

Christina schüttelte den Kopf. Sie freute sich darauf, den Nachmittag mit einem Deadwood-Dick-Taschenbuch ge-nüsslich auf der Plastikliege zu verbringen, während Roger die Kinder beschäftigte. »Jenny ... setz deinen Sonnenhut auf. Du auch, Teddy.«

»Och, Mum, ich habe doch Zinksalbe auf der Nase. Das reicht. Der Hut weht mir nur vom Kopf oder so.«

»Schon gut. Also, Jennifer, hast du Eimer und Schaufel? Hast du den Köder, Teddy? Dann kann's ja losgehen. Bis später, Tina.«

»Viel Spaß. Sei schön artig, Jennifer. Lauf nicht so weit weg. Gib acht auf sie, Roger.«

»Tina, sie ist restlos zufrieden, wenn sie Sandburgen bauen und Wasser aus den Tümpeln in ihren Eimer schöpfen kann. Ruh du dich schön aus.«

»Es stört dich wirklich nicht?«, fragte Christina. Roger hatte ihr angeboten, die Sonnenliege und den Schirm hinunter an den Strand zu tragen, doch Christina war die Sonne zu heiß und grell. Sie genoss die Zeit für sich allein vor dem Caravan, wo sie sich jederzeit etwas Kaltes zu trinken oder eine Tasse Tee holen konnte. Manchmal trank sie Tee und rauchte eine Zigarette mit der Frau aus dem benachbarten Caravan. In der Nachmittagshitze herrschte Ruhe auf dem Campingplatz, und Christina liebte es, ausnahmsweise mal Zeit für sich allein zu haben, ohne dringende Arbeiten im Haus oder auf der Farm, ohne die Kinder, die nach Aufmerksamkeit verlangten. Sie wollte das Beste aus dieser zwei-

wöchigen Verschnaufpause machen, bevor sie zurückfahren musste zu ... Sie mochte nicht daran denken.

Sie seufzte, ließ das Buch auf den Schoß sinken und schloss die Augen. Warum war ihr Leben so verdammt schwer? Sie war noch so naiv gewesen, als sie geheiratet hatte. Gott, wenn sie gewusst hätte, dass ihr Leben so aussehen würde ... Ihre Mutter, mit geschürzten Lippen und missbilligender Miene, erschien vor ihrem inneren Auge. Roger Campbell war ihr nicht gut genug gewesen. Aber wer war ihre Mutter schon, dass sie sich solche Allüren erlaubte? Christinas Vater war ein hart arbeitender, exzessiv trinkender Kraftfahrzeugmechaniker gewesen, dessen Lohn kaum ausreichte, um die Grundbedürfnisse seiner Familie zu befriedigen.

Christina wollte keinen Sohn von Freunden ihres Vaters oder einen Jungen aus ihrem engen sozialen Umfeld heiraten. Eine zufällige Begegnung mit einem Jungen aus dem Busch erschien ihr wie ein Fluchtweg. Wenn sie gewusst hätte ... Wie auch immer, irgendwann hatten sie und Roger genug Geld zusammengekratzt, um sich ein kleines Anwesen zu kaufen.

Sie würde, verdammt noch mal, dafür sorgen, dass es ihrer Tochter mal besserging als ihr. Sie wollte, dass Jennifer einen richtigen Beruf erlernte, einen, der sie im Notfall auch ernähren konnte. Vielleicht Lehrerin, Krankenschwester, Bankangestellte. Christina traute Männern nicht sonderlich, mochte sie auch nicht wirklich. Man konnte sich nicht darauf verlassen, dass sie ihre Versprechungen einhielten. Sie hatte zugehört, wie ihr Vater ihre Mutter fertiggemacht hatte, und viele Freundinnen hatten ihr von den Enttäuschungen in ihren Ehen erzählt, und Roger hatte sich auch nicht als der erfolgreiche Mann erwiesen, den sie sich erhoffte. Vielleicht

verlangte sie zu viel. Roger warf ihr vor, dass sie nie zufrieden wäre. Wenn sie einen Beruf hätte, irgendeine Arbeit, dann wäre vielleicht alles anders. Aber was sollte sie tun? Sie hatte zwei kleine Kinder und war die Frau eines Farmers auf einer dem Untergang geweihten Farm.

Tina drückte ihre Zigarette aus. Nun, zunächst einmal musste sie das Beste aus ihrer Situation machen. Wenn die Kinder erst älter waren und die Farm hoffentlich wieder schwarze Zahlen schrieb, dann würde ihr Leben sich vielleicht zum Besseren verändern.

Für Roger war die Küste eine Welt ohne Kummer und Sorgen. Er war frei von der endlosen Reihe von Pflichten, dem herzerreißenden Anblick des mageren Viehs, des spärlichen Futters und der beinahe leeren Stauseen. Frei von der ständigen Erschöpfung und Depression, während er seinen fröhlichen, lebhaften Kindern ein heiteres Gesicht zeigte und Christina eine verschlossene, unzufriedene Miene zur Schau trug.

Hier fühlte er sich wieder wie ein Kind. Er und Teddy redeten ausführlich über die Montage ihrer Angeln, übers Auswerfen und darüber, wie sie ihren großen Fang an Land drillen würden. Immer wieder schaute er sich nach Jennifer um, die hingebungsvoll im knöcheltiefen Wasser watete, die Gezeitentümpel inspizierte und kleine Muscheln, Algen und hübsche Steine in ihrem Eimer sammelte. Sie ist so ein selbständiges kleines Mädchen, dachte er liebevoll. Sie würde in dieser Welt schon zurechtkommen. Er konnte nur hoffen, dass Tina nicht ihren geballten Ehrgeiz auf Jennifer übertrug und versuchte, das Leben, das sie nie hatte, durch ihre Tochter zu finden.

Ihm war bewusst, dass sie finanziell schwere Zeiten

durchmachten, und dadurch waren ihre Gefühle zueinander erkaltet. Sie lebten ihre tägliche Routine, doch die Nähe, die Zuneigung, die Freundschaft fehlten. Hatte es sie je gegeben, fragte er sich in plötzlicher Erkenntnis. Er wusste, was Tina dachte, und dadurch fühlte er sich noch unzulänglicher und trauriger. Sie hatte gewusst, was er war, was er vorhatte – eine eigene Farm besitzen und bewirtschaften –, und das hatte er getan. Seine Mutter hatte ihm geraten, ein Mädchen vom Land zu heiraten, das wusste, worauf es sich einließ. Ein Mädchen aus den Vororten einer Großstadt würde nicht durchhalten, wenn die unvermeidlichen schweren Zeiten kamen, die Teil des Landlebens waren. Nun ja, zumindest blieb Tina bei ihm.

Er bemühte sich, die nörgelnde Stimme in einem Winkel seines Bewusstseins zu überhören, die in Frage stellte, ob sie zusammenblieben. Vielleicht wäre es besser für sie, ihre eigenen Wege zu gehen. Aber nicht für die Kinder. Sie waren der Leim, der sie zusammenhielt. Und Roger liebte seine Kinder – der Gedanke, sie nicht jeden Tag um sich zu haben, war für ihn tabu. Wie seine Mutter sagte: in guten wie in schlechten Zeiten, wie man sich bettet, so liegt man.

Seine Grübeleien hatten ihn abgelenkt, und er sah sich nach seinem Sohn um, der konzentriert an seiner Rolle bastelte. Dann suchte sein Blick Jennifer. Sie war nicht da.

Es schnürte ihm die Kehle zu, er trat einen Schritt zurück, und da entdeckte er ihre kleine Gestalt. Der Sonnenhut war ihr, gehalten von einem Gummiband, auf den Hinterkopf gerutscht. Sie hockte vor einem Tümpel am Rand des Felsens. Anscheinend war sie dem kleinen Priel bis an den Rand des Wassers gefolgt, fasziniert von dem Leben in der Unterwasserwelt. Doch sie befand sich zu

nahe an der Stelle, wo die Wellen auf den Felsvorsprung schlugen.

Er wandte sich um und rief an Teddy vorbei: »Jennifer! Jennifer ... komm zurück an den Strand! Das ist viel zu gefährlich da ...«

Teddy drehte sich um und blickte zu der Stelle hinüber, wo Jennifer hockte. Beide sahen nicht die große drohende Welle.

Man sagt, es sei jede siebte Welle. Aber wer zählt schon mit? Diese schwellende Wasserwand musste gewartet und das Volumen des Ozeans in ihrer Brust aufgenommen haben, bis sie voll, massiv und zerstörerisch war. Wild bäumte sie sich auf und warf sich mit schäumender Macht, die alles mitriss, über die Felsen. Sie fiel Roger an, der rückwärts taumelte und hilflos die Arme nach der sich entfernenden Gestalt seines Sohnes ausstreckte, nach ihm griff, sich nach ihm streckte. Beide wurden unter das wirbelnde weiße Wasser gesogen und von dem Felsvorsprung gerissen.

Auch Jennifer hatte die Welle nicht kommen sehen. Sie hatte aufgeblickt, als sie die Stimme ihres Vaters hörte, und dann stand ihre Welt plötzlich kopf. Sie begriff nicht, was geschehen war. Sie schloss vor Schreck die Augen und spürte, wie ihr die Beine unter dem Leib weggerissen wurden. Etwas Hartes stieß gegen ihr Bein, es dröhnte in ihren Ohren.

Schwebte sie? Flog sie? Sie öffnete die Augen. Um sie herum war alles still und ruhig. Sie hing in einer blauen Leere. War das da oben Sonnenlicht? Eine kleine, leuchtend rot und grün gefärbte Gestalt huschte an ihr vorbei. Sie drehte den Kopf. Es war ein wunderschöner kleiner Fisch. Ein sehr emsiger Fisch, der nach unten schoss, wo ein rosa und violett ge-

färbter Teppich ausgebreitet lag. Allmählich sah sie noch mehr Bewegung, sanftes Wiegen eines langen Colliers aus grünem Seetang, den pulsierenden Tanz einer Gruppe durchscheinender lavendelfarbener Anemonen, die einen still schwebenden, winzigen, orange-schwarzen Fisch bargen.

Ich bin unter Wasser, dachte Jennifer. Ich bin in der Stadt unter dem Meeresspiegel! Sie hatte sich den Priel auf dem Felsprung als verkehrsreiche Straße vorgestellt, die an einen verzauberten Ort führte – und hier lag er vor ihr. Sie hob einen Arm, trat mit dem Bein aus und stellte fest, dass sie sich in dieser merkwürdigen Welt mühelos bewegen konnte. Sie streckte die Arme aus und spürte, wie sie emporgetragen wurde. In dem Blau schimmerten goldene Bögen wie Weizenfelder.

Doch dann schoss eine große schwarze Gestalt auf sie zu und griff in einem Schwall von gurgelnden Blasen nach ihr. Sie spürte, wie sie gepackt und nach oben auf das Licht zu gezerrt wurde. In Panik versuchte sie, sich gegen das, was sie da festhielt, zu wehren, doch plötzlich wurde sie aus der wunderschönen Welt herausgestoßen und durchbrach die Wasseroberfläche des Meeres. Sie sah wässrig verschwommen etwas auf dem Felsvorsprung, einen Mann, der winkte und etwas rief. War es Dad?

Sie wandte sich um und sah, dass sie von einem fremden Mann, der von Kopf bis zu den großen Schwimmflossen in schwarzes Gummi gekleidet war, durchs Wasser geschleift wurde. Nur sein erschrockenes weißes Gesicht war zu sehen. Er sagte irgendetwas. Alles, was sie hörte, war das brausende Meeresbranden an den Felsen. Dann zogen Hände sie aus dem Wasser auf die Felsen, und der fremde Wassermann kletterte hinter ihr hinaus und stolperte über seine großen Schwimmflossenfüße.

»Wir haben sie!« Sie wurde hochgehoben, und der Mann, der auf dem Felsen gestanden hatte, trug sie eilig, immer wieder stolpernd und ausgleitend, zum Strand zurück.

Jennifer wehrte sich. Das ganze Ausmaß des gerade Geschehenen dämmerte ihr allmählich. »Wo ist mein Daddy? Wo ist Teddy? Teddy soll kommen!«

Am Strand wimmelte es von Leuten, doch der Mann ließ sie nicht los, sondern drückte ihr Gesicht an seine Brust und rief zum Strand hinüber: »Ist er okay? Wo ist der Junge?« Und dann lag ihr Vater da im Sand, nass und ohne Hut und Sandalen. Doch er wandte sich um und richtete sich auf, hustete und rieb sich das Gesicht. Der Fremde ließ Jennifer zu Boden gleiten, und sie rannte zu ihrem Vater.

»Daddy ...«

Er drückte sie an sich und gab merkwürdige Geräusche von sich, fast wie Weinen, was Jennifer noch nie bei ihm erlebt hatte.

Sie strich ihm mit der Hand über das nasse Haar. »Nicht weinen, Daddy.« Er hielt sie fest, umklammerte sie, und um sie herum standen Leute und starrten sie an. Verlegen drehte sie sich um und rief: »Teddy ... Teddy ... Wo ist Teddy?«

Wieder griffen Leute nach ihr, zerrten sie weg von ihrem Vater, halfen ihm auf die Beine und führten ihn vom Strand fort. Jennifer riss sich von der Hand des Fremden los, rannte zurück auf den Felsvorsprung und rief: »Teddy ... Wo bist du, Teddy?«

Sie fingen sie ein und trugen sie fort. Sie trat um sich und begann zu brüllen: »Teddy soll kommen!«

»Das ist ihr Bruder«, hörte sie jemanden sagen.

Und dann ertönte Sirenenengeheul, und noch mehr Menschen waren da, und sie wurde in einen Wagen gesetzt.

Sie waren in einer Arztpraxis. Jennifer saß auf der Kante eines flachen harten Betts, und eine Dame betupfte die Kratzer an ihren Beinen. Tränen liefen ihr über die Wangen, und Jennifer fragte sich, warum sie weinte. Schließlich waren es doch *ihre* Beine, die so brannten.

Sie wurde nach draußen geführt und erschrak, als sie ihre Mutter zusammengesunken in einem Sessel sitzen sah. Sie umschlang ihren Oberkörper mit den Armen, hielt den Kopf gesenkt, und ihre Schultern zuckten von dem Schluchzen, das ihren ganzen Körper erschütterte. Ihr Vater stand neben ihr, eine Wolldecke über die nassen Schultern gelegt. Sein Gesicht wirkte grau und krank. Jennifer lief zu ihm, doch er schob sie von sich. »Geh zu deiner Mutter.«

Jennifer hatte Angst, als sie ihre Mutter so sah. »Ist Mummy krank?«

Ihre Mutter griff mit geschlossenen Augen nach ihr, ein Arm ruderte blindlings in der Luft, als wollte er die Stunde zurückholen, als ihre Familie noch vollständig war. »Jennifer ...« Ihre Stimme war rauh und heiser, und Jennifer wich einen Schritt zurück, aus Angst, etwas Böses getan zu haben.

»Die Mutter hat eine Spritze bekommen; dem Vater geben Sie am besten ein Beruhigungsmittel. Die Leute von nebenan haben angeboten, Jennifer zu sich zu nehmen, bis ... sie ihn gefunden haben«, sagte jemand.

Ein heftiger Schmerz durchzuckte Jennifer, brannte unter ihren Fußsohlen und schoss lodernd durch ihren kleinen Körper bis in ihren Kopf, und wieder hörte sie das wütende Brüllen des Ozeans an den Felsen. Sie wusste, dass Teddy noch da draußen war, ihr entrissen. »Teddy!«, schrie sie.

Sie hielten ihre rudernnden Arme und Beine fest, und sie versuchte wild, sich zu befreien. »Ich will weg ... ich will

bei Teddy sein.« Die Vorstellung, dass er sich in jener wunderschönen blauen Welt unter dem Meeresspiegel befand, brach ihr das Herz. Sie hatten doch immer alles gemeinsam unternommen.

Die Krankenschwester kniete sich neben sie. »Dein Bruder, Teddy, er ist im Himmel, Schätzchen. Er ist bei den Engeln ...«, sagte sie, und ihr Gesicht war noch nass vom Weinen.

Jennifer starrte die Frau an, ihr Schreien ließ nach und machte einer verächtlichen Miene Platz. »Teddy ist nicht bei den Engeln. Er ist bei den Fischen.«

Sie wurde eilig weggebracht. Sie fuhren nach Hause. Die Tage vergingen in einem trüben Dunst. Ihre Mutter blieb im Bett, und wenn sie wach war, weinte sie oder lag nur da und starrte an die Wand, ohne etwas zu sagen. Ihr Vater war wie ein Schatten.

Tante Vi, Christinas Schwägerin, die aus Sydney gekommen war, kochte und putzte, und Fremde kamen und gingen. Ihr Vater blieb von Tagesanbruch bis in die Dunkelheit draußen auf der Farm. Er aß und schlief auf der Veranda. Doch Jennifer wusste, dass er auf der Farm nicht arbeitete. Sie sah ihn ziellos umherwandern oder einfach nur dasitzen oder an einem Zaun lehnen.

Irgendwann kam auch Tante Vis Mann Don, Christinas Bruder, und sprach mit ihrem Vater.

Dann waren sie allein. Nur zu dritt. Ihre Mutter tat in Haus und Garten das, was sie schon immer getan hatte. Doch ihr Schritt war langsam, ihre Bewegungen lethargisch, ihr Gesicht hager und traurig. Sie blickte selten jemandem in die Augen, vermied jeden Kontakt. Besonders mit Jennifers Vater. Sie bürstete Jennifers Haar, stellte die Mahlzeiten auf den Tisch und wusch Wäsche, aber sie las ihr

keine Geschichten vor und brachte sie nicht zu Bett. Jennifer schlüpfte still unter die Decke, drückte Teddys geliebte Strick-Schildkröte an sich und vergrub das Gesicht in den Kissen, damit niemand ihr einsames Weinen hörte.

Eines Nachmittags kam sie unverhofft in die Küche und fand ihren Vater vor, der beim Herd stand. Sein Hut lag auf dem Boden, seine Arme hingen schlaff herab, den Kopf hatte er in den Nacken gelegt, die Augen geschlossen. Ihre Mutter boxte auf ihn ein, hieb ihm mit zu Fäusten geballten Händen auf die Brust, und er stand da und machte keinerlei Anstalten, dem wilden Angriff auszuweichen. Sein Gesicht war schmerzlich verzogen, jedoch nicht wegen der Schläge seiner verzweifelten Frau.

Christina schrie: »Zur Hölle mit dir! Du hast ihn umgebracht! Du hast ihn umgebracht! Du hast mir meinen Jungen genommen. Ich hasse dich, hasse dich, hasse dich ...«

Jennifer wollte ihre Mutter daran hindern, ihren Vater so zu schlagen, doch sie drehte sich um und rannte und rannte, bis ihre Beine sie nicht mehr trugen. Da warf sie sich auf den Boden und hieb auf die Erde, wie ihre Mutter auf ihren Vater eingedroschen hatte. Sie wollte ihren Bruder Teddy zurück. Sie wollte, dass alles wieder so war wie früher.

An diesem Abend kam ihr Vater zu ihr und setzte sich im Dunkeln auf die Bettkante. Er strich ihr Haar zurück und fuhr mit seiner Hand zärtlich über ihre Wange. »Nicht weinen, Jen ... Wenn ich etwas ändern könnte, würde ich es tun. Ich werde mir nie verzeihen. Aber du darfst nicht so traurig sein. Du wirst zu einer wunderschönen Prinzessin heranwachsen und in einem Schloss leben und glücklich sein.«

»Mit Teddy?«, schluchzte sie.

»Nein, Jennifer, Teddy wirst du sehr lange nicht sehen.«

»Und du und Mommy, kommt ihr in mein Schloss?«

»Nein. Ich gehe fort, Jen ... Ich werde dich vielleicht sehr lange nicht wiedersehen. Du musst ein braves Mädchen sein ...« Seine Stimme machte ein seltsames Geräusch in seiner Kehle, und er hörte auf zu reden.

Ein paar Minuten lang schwiegen beide in der Dunkelheit. »Gehst du zu Teddy?«, flüsterte Jennifer. Sie wusste, dass dieses Gespräch ein Geheimnis enthielt, etwas, was sie vor ihrer Mutter verbergen musste.

Ihr Vater drückte ihr die Hand, strich ihr sanft übers Haar, beugte sich dann hinab und gab ihr einen Kuss auf die Wange. »Träum was Schönes, kleine Prinzessin.«

Sie sah ihren Vater nie wieder. Sie erfuhr nie genau, was passiert war. Als Teenager fand sie einen klein zusammengefalteten Zeitungsartikel im Fotoalbum ihrer Mutter, das diese in einer Schublade in ihrem Schlafzimmer aufbewahrte. Es war kein umfangreicher Artikel, doch er zählte trocken und unpersönlich Tatsachen auf. Ein kleines Aluminiumboot war unbemannt in Strandnähe gefunden worden. Ein Fischer wurde vermisst. Das Meer war in jener Nacht ruhig gewesen. Die Polizei ermittelte, denn am Ufer hatte man säuberlich zusammengelegte Männerkleidung gefunden. Nichts wies auf ein Verbrechen hin. Achtzehn Monate zuvor war der Sohn des betreffenden Mannes am selben Strand ertrunken.

Sie legte den Zeitungsausschnitt zurück und wusste instinktiv, dass sie mit ihrer Mutter nicht darüber sprechen konnte. Christina weigerte sich, über ihren Mann oder ihren Sohn zu reden. Wenn Jennifer sie erwähnte, verschloss sich das Gesicht ihrer Mutter vor Schmerz, und sie wandte sich ab. Doch Jennifer sehnte sich danach, über ihren Bruder

und ihren Vater reden zu können. Dann waren sie ihr nahe, denn sie hatte Angst, sie zu vergessen, wenn sie nie von ihnen sprach. Deshalb plauderte sie mit ihrem Bruder, als wäre er bei ihr und spielte an ihrer Seite, und schloss ihren Vater an erster Stelle in ihre Gebete ein.

Nach dem »Unfall«, wie der Tod ihres Mannes allgemein bezeichnet wurde, hatte Christina sich wegen des Verkaufs der Farm gequält, doch nachdem sie sich ein Jahr lang mit Hilfe von Nachbarn mit der Bewirtschaftung abgemüht hatte, sah sie ein, dass dies vom finanziellen Standpunkt aus kein gangbarer Weg war. Die Farm war abgelegen und voller Erinnerungen. Christina hatte nur Jennifer als Gesellschaft. Die Männer aus der Nachbarschaft, die ihr halfen, waren müde, sorgten sich um Traktorpannen, Mangel an Regen und Viehfutter. Ihre Frauen führten ein ausgefülltes, arbeitsreiches Leben. Christina konnte nicht Auto fahren, und ein Ausflug in die Stadt per Bus oder mit einem Nachbarn war ein seltenes Vergnügen. Gespräche mit ihrer Tochter drehten sich um Jennifers Interessen. Tagsüber führten Radiosendungen Christina vor Augen, wie isoliert sie war. Die Abende verstrichen vor dem Fernseher mit amerikanischen Sitcoms.

Jennifer erinnerte sich später stets an die Freiheit, die sie während dieses Jahrs auf der Farm genoss. Ihre Mutter sagte ihr, sie müsse sich selbst beschäftigen. So vergrößerte sich die Welt des kleinen Mädchens, was zur Entdeckung ihrer selbst und zu Abenteuern führte. Kein Daddy oder Bruder waren da, um sie zu beschützen, andererseits gab es auch niemanden, der ihre Aufmerksamkeit auf Dinge lenkte, die sie seines Erachtens hätte tun müssen. Stattdessen entdeckten ihre Augen und ihr Forscherdrang allerlei

Faszinierendes: Pflanzen, kleine Lebewesen, Vögel und den unbekanntem Busch da draußen. So konnte sie, zum Beispiel, stundenlang, alles um sich herum und auch die Zeit vergessend, auf dem Boden hocken und eine Prozession von Ameisen beobachten, die ihre Last zum Bau trugen, oder eine Raupe, die mit unhörbaren Bissen an einem Blatt fraß, oder einen Vogel, der seine Jungen fütterte.

Es war eine Zeit, die ihr die Augen öffnete für eine andere Welt. Eine Welt, die innerhalb der ihren existierte und doch von ihr abgetrennt war. Die Welt der Natur, der Pflanzen und Tiere, ihrer Abhängigkeit von der Umwelt, ihrer Überlebensstrategien, ihrer Hingabe an den Schutz und den Erhalt ihrer Spezies. Neben dem Vieh, den Hunden, den großen Weiden und dem fernen Stausee gab es jenseits ihrer Hintertür eine andere Welt, die von Leben wimmelte.

Auf einer dieser Expeditionen, auf denen sie im Gehen oder Sitzen den Blick auf den Boden zu richten pflegte, fand sie die Muschel. Ein Beuteldachs hatte an den Wurzeln eines Baums ein Loch gegraben, und dort entdeckte Jennifer etwas Helles im aufgeworfenen Erdreich. Sie hob den vermeintlichen Stein auf, und als sie ihn in den Händen drehte, bemerkte sie die unverkennbare Form einer Muschel. Sie war so in den Stein eingebettet, dass sie ein Teil von ihm zu sein schien. Mit der Fingerspitze zeichnete sie den Rand der Muschel nach, und dort, in der Hitze auf der Weide, unter einem Gummibaum, in dem eine Elster keckerte, hörte sie, zuerst nur schwach, dann in einer alles verschlingenden Woge, das Rauschen des Meeres. Sie schloss die Augen, schloss die Faust um das Fossil und erinnerte sich an den Geruch der salzigen Luft, an die frische Brise auf ihren Wangen, und der Rhythmus des Ozeans erfasste sie wieder. Sie nahm die Muschel mit nach Hause,

wusch sie ab und legte sie in den Schuhkarton, in dem sie ihre besonderen Schätze aufbewahrte.

Wenn Jennifer das Haus verließ und für Stunden verschwunden war, dachte ihre Mutter, sie würde ihre Zeit vergeuden und sich vor Arbeit und Schulaufgaben drücken. Wenn sie zurückkam und gefragt wurde, was sie getrieben habe, antwortete sie wenig aufschlussreich: »Nix.«

Es war ihr verboten, zum Stausee zu gehen, obwohl er seicht und schlammig war und das Wasser ihr nicht einmal bis an die Schultern reichte. In der Stimme ihrer Mutter hörte, in ihren Augen erkannte sie eine unausgesprochene Angst vor Gefahren, die von jeglichen Gewässern ausgingen.

Und dann eines Abends, als Jennifer an der Spüle stand und den Abwasch erledigte, kam ihre Mutter hinzu, griff nach einem Küchentuch und begann, das Geschirr abzutrocknen, das gewöhnlich zum Abtropfen stehengelassen wurde.

»Ich muss dir etwas sagen.« Sie schob einen zerknüllten Zipfel des Tuchs in ein Glas und drehte ihn. »Seit ... dem Unfall ... fällt es mir sehr schwer, die Farm allein zu bewirtschaften.«

»Ich helfe dir! Und Mr. Allen von nebenan kommt auch, um dir Arbeit abzunehmen, Mum.«

»Ich weiß. Aber es reicht nicht. Ich muss an die Zukunft denken. Also, Jennifer, ich habe die Farm verkauft ...«

»Aber es ist *unsere* Farm. *Unser* Zuhause ...« Tränen traten ihr in die Augen, und sie wandte ihr erschrockenes Gesicht ihrer Mutter zu, die Hände im Seifenwasser um einen Teller gekrallt.

Ihre Mutter hielt den Blick gesenkt und konzentrierte sich auf das Polieren des Glases. »Es ist zu unserem Besten«, sagte sie ergeben. Sie hatte gewusst, dass ihre Tochter

schockiert sein würde. Sie kannte ja nichts anderes als die Farm.

»Wo sollen wir wohnen?« Jennifer brach in Tränen aus.

Ihre Mutter legte Glas und Geschirrtuch aus der Hand und strich ihrer Tochter eine hellblonde Haarsträhne von der tränennassen Wange. »Komm, setz dich zu mir. Ich hole dir ein Glas Milch. Wir ziehen in die Stadt. Es wird dir gefallen. Dort hast du dann Freunde ganz in deiner Nähe, kannst ins Kino gehen, zu Fuß zur Schule gehen.«

»Ich will hier nicht weg.«

»Tja, wir ziehen aber fort, und damit basta.«

Christina fiel die ganze Angelegenheit schwer genug, und sie hatte gehofft, Jennifer würde den Umzug als großes Abenteuer betrachten. »Ich muss an unsere Zukunft denken. Dein Vater hat uns ohne irgendwelche Rücklagen verlassen, die Farm wirft nicht genug ab ...«

»Dad hat unsere Farm geliebt. Er würde mich nie von hier wegnehmen.«

»Aber er ist nicht hier, oder?« Ihrer Mutter riss der Geduldsfaden. »Ich muss mir Arbeit suchen, um Himmels willen. Arbeit, die Geld einbringt. Weiß der Himmel, was. Wahrscheinlich ende ich als Putzfrau für irgendwelche Leute oder als Verkäuferin in einem Laden. Nur, damit du zur Schule gehen kannst.«

»Ich will nicht zur Schule gehen. Ich will hierbleiben!« Jennifer lief in ihr Zimmer und schlug die Tür zu.

»Mach es doch nicht noch schwieriger, als es schon ist«, rief Christina ihr nach.

Das Thema wurde nicht noch einmal angesprochen. Wie betäubt sah Jennifer ihrer Mutter zu, als sie ihre Habseligkeiten einpackte und den Auktionator herumführte, der

Gegenstände verkaufte, die nicht zusammen mit der Farm veräußert wurden. Sie blieb in sich gekehrt und traurig, auch als die Umzugsvorbereitungen hektischer wurden. Erst als Mr. Allen mit seinem Lieferwagen auftauchte und die Hunde ihres Vaters darin festband, stieß Jennifer einen jämmerlichen Schrei aus, lief zu ihm, zerrte ihn am Ärmel und versuchte, zu den Hunden auf die Ladefläche zu springen.

»Nein, Mr. Allen. Bluey und Charlie müssen bei uns bleiben. Sie gehören Daddy.«

»Jenny, Schätzchen, du kannst die Hunde nicht in die Stadt mitnehmen. Nicht dahin, wo deine Mum hinzieht. Außerdem sind sie Hütehunde. Sie brauchen viel Auslauf. Mrs. Allen und ich werden schon gut für sie sorgen.« Jennifers Blick schweifte wild über die Stapel von Kisten voller Kleidung und Küchengeräte, über den leeren Schuppen, die landwirtschaftlichen Geräte und Haushaltsgegenstände, die versteigert werden sollten. Dem kleinen Mädchen war zumute, als würde ihr ganzes Leben verpackt, fortgeschafft, verschenkt und verkauft.

Der alte Farmer beugte sich zu ihr herab und tätschelte ihren Kopf. »Sie werden es gut haben, Kleine. Du kannst sie ja mal besuchen. Mich und Mrs. Allen auch.«

Sie blickte in sein unglückliches Gesicht und wusste, dass das nie geschehen würde. Sie konnte die Hunde nicht einmal ansehen, die ihrem Vater überallhin gefolgt waren, mit ihm auf seinem alten Motorrad, einer vorn, einer hinten, gefahren waren. Sie nickte und ging, ohne sich noch einmal umzusehen, zum Haus. Bernie Allen stand da, stülpte sich den Hut auf den Kopf und dachte, es sei doch eine verdammte Schande, dass es so weit kommen musste. Roger war ein Idiot gewesen, als er zum Brandungsangeln ging, obwohl er nicht die geringste Ahnung vom Meer, vom